

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 23 (1915)

Heft: 20

Artikel: Aus meiner Krankenpraxis in Serbien 1914-1915

Autor: Sturzenegger, C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-547929>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wegikonervereins, J. Amacker, im Schulhaus errichteten Notspital zu verbringen.

In allen drei Abteilungen wurde ruhig gearbeitet; immerhin war die supponierte Übung dazu angetan, die arbeitenden Samariter in etwelche Verlegenheit zu bringen, so daß trotz fleißigem Arbeiten sich manche Fehler einschlichen.

Birka halb 5 Uhr waren alle Verwundeten im Notspital wohlversorgt und es folgte nun auf dem Schulhausplatz eine Generalkritik durch den Leiter der Übung, Herrn Dr. Reber, der das Arbeiten in allen drei Abteilungen aufmerksam verfolgte. Einleitend anerkannte er den Eifer der Teilnehmer und die große Teilnahme an dieser Übung und freute sich über die große Zuschauermenge; ein Zeichen, daß die Einwohnergemeinde der Samariter Sache ihr Interesse entgegenbringt.

Die Einrichtung des Notspitals und auch des Operationszimmers waren zweckentsprechend; dann kamen aber auch die Fehler ans Tageslicht. Man hätte zuerst mit raschem Blick die Verwundeten ein wenig sortieren sollen. Zuerst hätten die Schwerverwundeten verbunden und transportiert werden sollen, und erst dann die andern; dann waren wieder Ver-

wundete ins Operationszimmer gelegt worden, die gar nicht operationsbedürftig waren, und umgekehrt wurden Operationsbedürftige ins Krankenzimmer befördert. Auch beim Transport der Verwundeten hätte man mit etwas mehr Schonung umgehen sollen. Die Kritik des Übungsleiters war vielseitig und gerecht und die Ratschläge sehr praktisch und gut. Durch solche praktische Übungen wird das theoretisch Gelernte eingeschafft und befestigt und hat auch für die Zukunft praktischen Wert. Herrn Dr. Reber sei auch an dieser Stelle der aufrichtigste Dank ausgesprochen.

— Am 12. Oktober eröffnet der Samariterverein Wegikon einen Samariter- und Krankenpflegekurs, zu dem sich 65 Kursteilnehmer angemeldet. Derselbe steht unter der Leitung der hiesigen drei Herren Ärzte; die praktische Hauskrankenpflege unter Leitung von Schwester Helene Rager aus Zürich.

Samstag, den 2. Oktober, verschied in Rempten-Wegikon Herr Karl Reiß, Optiker und Goldschmied, nach längerem Leiden infolge eines Schlaganfalles im 37. Altersjahr. Er war ein eifriges Aktiv- und Vorstandsmitglied des Samaritervereins Wegikon.

Er ruhe in Frieden!

Schweizerischer Militäräranitätsverein.

Das Zentralkomitee an die Sektionen.

Werte Kameraden!

Am 30. und wahrscheinlich auch am 31. Oktober 1915, je nach der Beteiligung, wird in Bern, auf dem städtischen Spielplatz beim Schöphaldenwald, die erste schweizerische Sanitätshundeprüfung stattfinden.

Der Herr Armeearzt hat zu dieser Veranstaltung sowohl das Zentralkomitee als auch andere interessierte Mitglieder unseres Verbandes eingeladen.

Wir möchten nun unsererseits die Sektionen ebenfalls einladen, je nach Möglichkeit Delegierte zu dieser Veranstaltung abzuordnen, da doch gewiß die Sanitätshunde unsere Mitglieder interessieren werden.

Mit kameradschaftlichem Gruß und Handschlag!

Namens des Zentralvorstandes des Schweiz. Militäräranitätsvereins,

Der Präsident:

U. Labhart.

Der Sekretär:

F. Benkert.

Aus meiner Krankenpraxis in Serbien 1914–1915.

Von Frä. C. Sturzenegger.

Als ich vor mehr als einem Jahre nach
Misch kam, gleich nach der österreichischen

Kriegserklärung an Serbien, da war ich von
den Fremden die erste, die Serbien in den

schweren Leidestagen beistehen wollte. Noch fanden damals keine kriegerischen Zusammenstöße statt und die Spitäler, die regelrechten und improvisierten, waren daher noch leer; aber alle Hände waren tätig, um für kommende hilfsbedürftige Tage bestens vorgesehen zu sein. Und sie kamen bald, diese Tage. Die Kämpfe an der Drina, die Einfälle bei Schabatz und die Schlacht am Tser lieferten Leidensmaterial genug.

Das Rote Kreuz, die Kola Sestara, die Schenski Društvo, die Gesellschaft der Fürstin Lubiza — alles serbische Damenvereine, deren Mitglieder, bekannt als glühende Patriotinnen, ihr eigenes Leben verachten in der Arbeit für ihre pflegebedürftigen Vaterlandshelden — diese alle begaben sich auf ihre Posten, hier, um Blut und Wunden zu stillen — da, um seelischen Leiden beizukommen — dort, um der Armut zu steuern und tausendfaches Elend, Einheimischer und Herbeigeflüchteter, nach Möglichkeit zu lindern.

Ich selbst begann meine Tätigkeit mit der Ankunft der ersten Verwundeten im ersten Reserve-Hospital in Nisch und zwar in der Ambulanz. Täglich verbanden wir die armen zerstoßenen, zerquetschten, zerrissenen, zersplitterten, zum Teil zerhackten, verbrannten und amputierten Glieder der armen Leidensmenschen, Freund wie Feind. Welch eine Arbeit! Blutig, wie das Blut selbst, so rieselte Tausenden der Angst- und Schmerzensschweiß über die feuchtheiße Stirne. Ach, wie so oft ballten sie die Fäuste, um den Schmerz zu erwürgen — krampfte sich das Herz, um die furchtbarsten Qualen zu ersticken! Oft gelang es, oft auch nicht — oft durchbrachen die übermäßigen Leiden die zusammengepreßten Lippen doch und markerstütternde Schreie widerhallten von den Wänden und durchzitterten die Luft. Gott sei Dank, gab es nach hängen, dunkeln Stunden auch wieder lichtere Momente.

Es gibt nun allerdings auch Hände, die den Superlativ der Schmerzen überhaupt

nicht heraufbeschwören, Hände, die die Wunden fächter berühren und die von den Leidenden förmlich angebetet werden und mit Dankestränen benetzt. Und fragen wir, wem diese Hände angehören, dann antworten wir hierauf: Wahrlich keinen Ungeübten! Gerade bei Autoritäten der Chirurgie fand ich wiederholt das weichste Herz und die zarteste Hand, während Neulinge sich oft der Brutalität schuldig machten und sich erst groß fühlten, wenn sich ihre Opfer unter ihren Fingern krümmten. Ein Verbandzimmer ist eben kein Operationszimmer. In letzterem werden die Patienten bei schweren Eingriffen narkotisiert und da spürt der Verwundete die Schmerzen ja nicht.

Je schwerer aber die Eingriffe, desto fleißiger muß die Wunde ausgewaschen und bis in die Tiefe gereinigt werden; das muß täglich geschehen, um Komplikationen zu vermeiden. Täglich aber kann man den Menschen nicht narkotisieren, sonst würde er nach anderer Weise zugrunde gehen; deshalb müssen die Schmerzen des Verbandwechsels mit Bewußtsein ertragen werden, so weh es auch tut; es gibt keinen andern Ausweg und das ist die allertraurigste Begleitererscheinung des Krieges, daß diejenigen, die verwundet wurden im Kampfe fürs Vaterland, nachher so schrecklich leiden müssen, bis sie wieder gesund sind oder trotz allem lebenslanglich elend bleiben.

Nach einmonatiger Arbeit in Nisch, für die mir oft aus strahlenden Augen Dank gesagt wurde, begab ich mich für einen weiteren Monat nach

Kragujewatz.

Dort hatte ich das Glück, unter drei liebevolle Autoritäten zu kommen: unter Major Dr. med. und Frau Dr. med. Butschetisch, die das erste Reserve-Spital mit 1000 Patienten unter ihrer Leitung hatten, und Herrn Oberst Dr. Sondermajer, Chefarzt der chirurgischen Abteilung. Nie werde ich jene schöne Zeit vergessen, die ich in den dortigen Verbandzimmern und im Operationsraume zugebracht

habe, und was ich bei diesen Vorbildern gelernt, aber ebensowenig das ideale Familienleben, das ich trotz aller Arbeitsüberhäufung hier gefunden habe. Ach, wie leuchteten die Augen der guten Frau Doktor, wenn mir ihr Gemahl in später Stunde aus seinem literarischen Reichtum noch poesievolle Episoden aus seiner Krankenpraxis vorlas.

Hier amtierte die zuerst angekommene fremde Hilfe, die englisch-amerikanische Mission, die die bekannte Wohltäterin Madame Mabel Slavko Grouitch in Amerika und England für Serbien gesammelt hatte. Hier ist auch der erste englische Arzt gestorben, ein Opfer seiner freiwillig übernommenen Pflicht.

Mit der Spritze in der Hand, mit Flaschen und Gläschen und sterilisierter Gaze gingen wir von Zimmer zu Zimmer, prüften die Wachenden und Schlafenden, linderten wo wir konnten und trösteten wo es nötig war. Und wenn ich selbst zu diesen stillen nächtlichen Gängen verhindert war, dann begleitete die liebe Tochter Seliza, sonst Schülerin der Promenadenschule in Zürich, ihre Mutter, die, so jung sie noch ist, in allen Abteilungen amtierte wie ein kleiner Doktor und wie ein Engel für die Patienten sorgte. Einer Episode muß ich gedenken, bevor ich Abschied nehmen kann von Kragujewatz, die mir ebenfalls unvergeßlich bleibt: Ein Patient, Oesterreicher, der erst vor wenigen Tagen operiert worden war, zeigte hohe Temperatur. Um seinen Fuß zu retten, machte man einen letzten chirurgischen Eingriff. Die neue Fiebererscheinung ließ jedoch das Schlimmste befürchten, und so trug man ihn rasch ins Verbandzimmer, um durch Herrn Dr. Sondermajer selbst nachsehen zu lassen; es war abends 8 Uhr. Nach einer Weile sagte dieser zu mir und seine Augen wurden dabei naß: „Es ist nichts mehr zu machen; wir müssen das letzte tun.“ Und zum Patienten sich wendend, fuhr er weiter mit väterlich lieber Stimme: „Du, wir müssen dir deinen Fuß abnehmen, wenn du weiterleben willst.“ Der Patient schwieg. „Du, hast

du's gehört, wir müssen dir deinen Fuß abnehmen“, wiederholte der Arzt. „Aber, Herr Doktor, Sie scherzen ja doch wohl“, ließ sich der Patient nun hören.

„Nein, mein lieber, in so ernster Sache scherzen wir nicht.“ „Aber, Herr Doktor, dann bin ich ja nachher ein Krüppel“, schrie nun der arme Mensch auf: „da will ich doch tausendmal lieber sterben, als zeitlebens ein Krüppel sein!“ „Ja, wie du willst. Wir Serben zwingen niemand zu einer Amputation; aber, wenn du Vater oder Mutter hast, oder sonst jemand, den du liebst, so solltest du dir die Sache doch überlegen.“ „Ja, ich will darüber nachdenken.“ „Aber gleich müßte es geschehen, gleich, gleich — morgen könnte es zu spät sein!“ „Aber, Herr Doktor, das ist doch ganz unmöglich“, und schwere Tropfen stürzten ihm aus den Augen; „morgen will ich Bescheid sagen, jetzt kann ich nicht; o, lassen Sie mich warten bis morgen.“ Flehentlich bat er darum. „Na, wie du willst, wir können dich nicht zwingen.“ Zwei Minuten später war der arme Kerl wieder in seinem Bett. Ich besuchte ihn noch. „Fräulein“, sagte er dann zu mir, „muß ich wirklich sterben, wenn ich mir den Fuß nicht abschneiden lassen will?“ „Anders ist Ihr Leben wohl kaum zu retten, so versicherte mir der Arzt, dem es jedesmal selber ins Herz schneidet, wenn er amputieren muß.“

Wieder rannen große Tropfen über sein bleiches Gesicht — stumm starrte er lange vor sich hin — dann wendete er sich wieder zu mir und mit vibrierender Stimme sprach er: „Sehen Sie, liebes Fräulein, die Sache ist halt so: Ich habe zu Hause ein Mädchen lieb, und kehre ich als Krüppel in meine Heimat zurück, dann wird sie mich nicht mehr wollen — und das — das — das ertrage ich nicht.“ Schluchzend verbarg er sein Gesicht in den Kissen.

Ich strich ihm sanft über sein schweißgebadetes Haar und sprach beruhigend: „Nein, mein guter Freund, da sind Sie ganz im Irr-

tum! Wenn Ihr Mädchen ein gutes Herz hat, dann wird sie Sie erst recht lieb haben, doppelt lieb, weil Sie in diesem Falle auch doppelte Liebe verdienen.“ „Glauben Sie das?“ fragte er aufhorchend und schnellte empor. „Ja, ich glaube das“, antwortete ich mit Ueberzeugung. „Gut denn, so kann ich vielleicht jetzt schlafen und morgen können Sie die Antwort haben.“ Damit legte er sich auf die Seite. Ich machte ihm noch das Kissen zurecht, blieb bei ihm, bis er schlummerte, und dann zog ich mich zurück, denn für den Nachtdienst sind immer männliche Pfleger vorhanden.

Früh morgens aber besuchte ich ihn wieder. Er lächelte mir zu. „Mir ist heute ganz wohl; machen Sie mit mir was Sie wollen; ich möchte doch gerne am Leben bleiben; also, man kann mich holen; nur meiner Mutter möchte ich noch gerne schreiben, vorher; bitte, geben Sie mir Papier und Tinte.“ „Ja, gleich, gleich,“ und damit entfernte ich mich rasch und lief zu Frau Dr. Butschetitsch; denn etwas in seinem Aussehen befremdete mich. Rasch wurde ihm eine belebende Einspritzung gemacht, eine Stärkung für die Operation, sagten wir ihm — doch, eine Minute später, als ich ihm eben Papier und Tinte reichte, schloß er die Augen, sank zurück, flüsterte noch: „Mutter“ und — war eine Leiche

Erschüttert standen wir neben ihm. Seine Zimmerkameraden, Oesterreicher wie Serben, kamen heran, einer nach dem andern — ein jeder stand mit gefalteten Händen vor seinem Bette, der erste gab ihm eine brennende Kerze

in seine Hand — und dann, nach kurzem Gebet schlichen sie sich wieder leise von dannen. Auch ich schlich mich weg, zog mich zurück auf mein Zimmer und schrieb an seine Mutter; es war dies einer der traurigsten Briefe meines Lebens.

Die Mutter erhielt meine Zeilen; in der Verzweiflung eines tödlich verwundeten Mutterherzens schrieb sie mir: O, mein Sohn, mein Sohn! Er war mein Bräupster, mein Liebster! Fluch dem Kriege! Mich aber segnete sie.

Das ist nur ein Bild von tausend und tausend andern, die gleiches zeigen und gleiches sagen. Was für Elend und Jammer spielen sich auf einem Schlachtfelde ab — trotzdem — den wildesten Schmerz und Verzweiflung bis zum Wahnsinn finden wir weniger im Feuer der Geschütze, im Kugelregen und Granatenhagel, sondern daheim, in Fürstenpalästen so gut wie in der ärmsten Hütte und in den Krankensälen und auf dem Siechbette; das sind die Stätten, wo das Drama zum Austrag kommt. Auf dem Kampfelde selbst, da ist der Mensch ja nicht mehr er selbst; er geht auf in dem Hass gegen seinen Feind, den er totschlagen muß — er empfindet nicht mehr; er schlägt einfach drauflos; aber im Krankenhause, wo der Mensch wieder zum Menschen zurückkehrt und dann sein Ich zertrümmert und zerrissen sieht und damit auch sein Lebensglück, seine süßesten Hoffnungen ... für immer ... für immer, da setzt die ganze Tragik ein und wird dem einzelnen bewußt, wie ungeheuerlich der Krieg eigentlich ist.

Naschhafte Kinder.

In manchen Familien können Kinder oft nur mit schwerer Mühe zu den regelmäßigen Mahlzeiten angehalten werden, weil die Eltern früher den Fehler begangen haben, sie zur

Unzeit durch Leckerbissen und Süßigkeiten zu verwöhnen. Nun fehlt der Appetit gerade dann, wann er da sein müßte, das Kind sträubt sich gegen solide und nahrhafte Kost,